

Zum Eidgenössischen Betttag : Beten? Büssen? Danken!

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Fachblatt für schweizerisches Heim- und Anstaltswesen = Revue
suisse des établissements hospitaliers**

Band (Jahr): **38 (1967)**

Heft 9

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-807333>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

möglichen. Aber: Weiter als bis in die Vorhöfe führen sie nicht. Aber: Das Eigentliche, den Wesenskern erreichen sie nicht. Das, was den Sozialarbeiter wirklich zum Fürsorger macht, gewährleisten sie nicht, ebenso wenig wie das Geflecht standespolitischer Massnahmen, die für die Sozialarbeit als Profession, als Beruf die Armatur, den Unterbau liefern sollen. Was den professionellen Sozialarbeiter zum wirklichen Fürsorger macht — Herr Dr. Hess und Herr Ziltener nennen es «persönliches Engagement» oder «mitmenschliche Leistung» und widmen ihm ganze zwei Zeilen. Man könnte auch von feu sacré, von Einfühlungsgabe, von Verantwortlichkeit, von Hingabe reden, ohne jedoch es damit völlig zu treffen. Mir selbst will in diesem Zusammenhang der schlichte Ausdruck «Zu-neigung» am besten passen.

Ein Wort noch zum «Wertsystem»

Ein Wort noch zum «Wertsystem», dessen der Sozialarbeiter nicht zu entraten vermöge! Die Herren Hess und Ziltener waren so freundlich, mir das «Alibi» eines Missverständnisses zuzuspielen; eines Missverständnisses, dem ich anscheinend zum Opfer gefallen sei. Ich fürchte, ein Missverständnis liegt nicht vor. Ich fürchte, ich habe nur zu gut verstanden! Natürlich — warum soll sich der Sozialbeamte nicht nach solchen Wertsystemen richten, wenn sie ihm doch die Beurteilung seiner Klienten, seiner Pflegebefohlenen erleichtern? Auch der Arzt, der Mediziner, bedient sich der Orientierungshilfe solcher Wertordnungen, desgleichen der Erzieher, der Lehrer. Ordnungen erfüllen Hilfsfunktionen wie Krücken und Gipsverband. Die Vorteile derartiger Hilfsgerüste liegen — ich wiederhole mich — auf der Hand. Nicht im selben Masse sichtbar wird dagegen die Gefahr, dass sie auf die Dauer das Vermögen der Zu-neigung im Fürsorger eher schwächen als stärken und dass sie dieses Vermögen, welches sich dabei immer mehr zurückbildet, schliesslich ersetzen, genau wie nach einem Beinbruch die Fähigkeit des Beins, die ihm zukommenden Funktionen zu erfüllen, sich bei fortgesetzter und ausschliesslicher Verwendung des Stützgerüsts immer mehr vermindern und zurückbilden muss. Wo sich Hilfsgerüste aus ihrer Hilfsfunktion heraus- und ablösen, wo sie sich selbständig machen und «abolut» werden, verkehrt sich ihr Sinn letztlich ins Gegenteil, was ursprünglich «menschlich» war und dem schwachen Mitmenschen dienen sollte, verkehrt sich ins Unmenschliche — ins Mörderische. Die theoretische Erörterung hier findet ihre praktische Veranschaulichung durch ein Buch des englischen Arztes *Dr. Maurice H. Pappworth*, das, im Mai dieses Jahres erschienen, mir erst kürzlich — war es ein Zufall? — in die Hände geraten ist: «Menschliche Versuchskaninchen» (*Human Guinea Pigs — Experimentation on Man*) heisst die Schrift, und allein schon der Titel spricht Bände. Ich bin eben jetzt daran, den Pappworth-Report zu lesen.

Standespolitik ersetzt nicht die Liebe

Wenn ich mir an diesem Punkt überlege, ob und allenfalls wo sich unsere Ansichten auf einen gemeinsamen Nenner bringen liessen, bleibt an Uebereinstimmendem nicht eben viel, doch als Ansatz zu weiterem Gespräch

Zum Eidgenössischen Bettag

Beten? Büssen? Danken!

«Mitbürger! Welche Weihstunden wären geeigneter, das Samenkorn eines reinen Willens und eines erneuten Vertrauens zu wecken und reifen zu lassen, als die ernsten Stunden, welche der nahende Bettag mit seiner religiösen Erhebung und stillen Selbstprüfung uns bietet? Wird nicht der gemeinsame Aufblick alles Volkes zur ewigen Veste der göttlichen Weltordnung auch den Blick auf die irdische Heimat klarer werden und in erhöhter Hingebung leuchten lassen?»

Verbannen wir alle Unruhe des Gemütes und das Jagen nach dem Nichtigen! Entsagen wir der Eitelkeit, und wenn wir, wie so oft, uns vornehmen, den Selbstruhm aufzugeben, so wollen wir nicht im gleichen Augenblicke uns wieder rühmen oder denjenigen hassen, der uns nicht immer nach unserem Wunsche zu rühmen bereit ist!

Und möchten in der Liebe zur einfachen, guten Sitte der Väter namentlich auch jene erstarken, denen der Besitz äusserer Glücksgüter in reichem Masse zuteil wird, damit den vom Glücke Verlassenen und in der Not des Lebens Schmachtenden die Entbehrung nicht erschwert und die bittere Missgunst fern gehalten werde! Neigen wir uns nun alle vor dem Herrn als ein Volk, das fähig

wird auch wenig vielleicht schon genügen. Ich danke den Herren Hess und Ziltener für ihre Stellungnahme, aber ich kann meinerseits nicht umhin zu sagen: Ich bleibe dabei! Ich bleibe, mit Verlaub, dabei, dass in der geschlossenen Fürsorge der «Sozialarbeiter» noch keineswegs «gut eingebürgert» sei und dass die Mehrheit der Heimleiterinnen und Heimleiter die «Wende» nicht bejahe. Sie verhalten sich ablehnend, nicht weil zwischen ihnen als den sogenannten Praktikern und den Ausbildungsstätten, den Schulen als den Quellen des theoretischen Fachwissens und der Wissenschaft ein tiefer Gegensatz, ja geradezu eine Kluft bestände. Es hat überhaupt wenig Sinn, von einem Gegensatz zwischen Theorie und Praxis und von einer Ueberwindung dieses Gegensatzes zu sprechen. Die Abneigung rührt vielmehr daher, weil die Heimleiter im direkten Kontakt mit den Pflegebefohlenen zu erfahren Gelegenheit haben, dass in der Für-Sorge für die Schwachen, Gebrechlichen, Verwahrlosten alle Fachkenntnis, alle Wissenschaft, alle Standespolitik *die Liebe* nicht zu ersetzen vermag. Die Liebe heilt, saniert, rehabilitiert und ist schöpferisch, die Wissenschaft ist es nicht. Falls es zu einer wirklich fruchtbaren Aussprache zwischen den Vertretern der Theorie und den Vertretern der Praxis kommen sollte, dann müsste das Gespräch da anfangen und ebenda wohl auch aufhören. Dabei bleibe ich, mit Verlaub!

Heinz Bollinger

ist des Dankes für alles, was Er bisher an uns getan, fähig der Reue für seine begangenen Fehler und Misstritte, an denen es keinem unter uns mangelt, fähig endlich des festen Vertrauens auf verdiente Hilfe, so dürfen wir hoffen, dass Gott, der Herr, unser theures Vaterland ferner schützen und uns unter den Völkern bestehen lassen werde!»

Diese höchst modernen und uns ansprechenden Worte stammen aus dem Bettagsmandat, das der damalige Staatsschreiber *Gottfried Keller* für das Jahr 1872 verfasste. Die Ursprünge des eidgenössischen Bettages liegen noch weiter zurück. Schon alttestamentliche Völker führten Fast-, Buss- oder Bettage durch. 1480 befasste sich die eidgenössische Tagsatzung in Luzern erstmals damit — doch wurde nichts allgemein Gültiges beschlossen. Trotzdem blieben Buss- oder Bettage vereinzelte, hie und da durchgeführte lokale Feiertage. Speziell in Pestzeiten, bei schwerem Unglück und in Zeiten der Not wurden besondere Bettage angeordnet. «Damit durch gemeinsame Anordnungen der Eyfer des Volkes um so mehr belebt werde», fand am 16. März 1794 der erste eidgenössische Bettag statt, und am 1. August 1832 wurde beschlossen: «Der gemeineidgenössische Dank-, Buss- und Bettag soll künftig in allen Ständen der Eidgenossenschaft immer gleichzeitig am 3. Sonntag des Herbstmonates gefeiert werden.»

Dieser Beschluss und *Gottfried Kellers* Bettagsmandat zeigen deutlich den Willen des Schweizervolkes, sich mindestens oder wenigstens einmal im Jahr auf die Fundamente des Lebens zu besinnen, für Empfangenes zu danken, für begangenes Unrecht Busse zu tun und für Zukünftiges zu beten. Und dazu — so glaube ich — haben wir alle Ursache!

«... und der Eingeborene duckt sich ängstlich und wagt kaum, den erzürnten weissen Mann anzuschauen. Plötzlich hebt dieser die Faust und schlägt ein paarmal zu. Der schwarze Boy taumelt, aber er wagt kein Widerwort... Was hatte der Schwarze verbrochen? — nichts besonderes... sie wollen gar nicht anders behandelt sein...!»

Das ist nur ein kleines Beispiel vom Benehmen der christlichen weissen — nicht weissen! — Rasse. Tagtäglich können wir ähnliche Vorkommnisse erleben. Es ist traurig!

«... jetzt spät nachts stehe ich an deinem Bettchen, trotz deiner schweren Bronchitis schlafst du mit rosigen Bäckchen... und ich, deine Mutter, bin schuldig... ich liess dich bis spät abends draussen in der Kälte spielen, weil ich keine Zeit hatte. Natürlich war das Tram schuld, es war überfüllt, als ich vom Büro heimkehren wollte... aber nun leidest du...»

Auch dieses Erlebnis ist nur eines von vielen; dieses kranke Kind ist nur eines der vielen hundert Schlüsselkinder. Es ist traurig!

«... wie konntest du nur vom Heim davonlaufen? Eine Ohrfeige! Hattest sie sicher verdient! Heimweh? Ja, da hättest du früher daran denken sollen. Du hattest ja alles, Velo, Moped, Geld, alles, was du wolltest...»

Auch dieses Leid der verwöhnten, verwahrlosten und haltlosen Kinder und Jugendlichen kennen wir zur Genüge, tagtäglich haben wir in den Heimen mit ihren Sorgen und Launen zu tun. Es ist traurig!

«... ich bin ja gerne hier, ja, gebetet wird auch. Aber ich bin trotzdem so viel allein... ja ja, alles ist in bester Ordnung, sauber, pünktlich, zuvorkommend, und trotzdem, daheim bin ich nicht... ich bin ja nicht schuld, dass ich etwas pflegebedürftig bin... , aber ich habe wenigstens ein Dach über dem Kopf!»

Wir wissen, beim heutigen Personalmangel ist eine individuelle Betreuung kaum mehr möglich. Ja «Gott gab uns die Zeit, von der Eile hat er nichts gesagt!» Und heute beherrscht uns allenthalben eine teuflische Hetze! Auch in unseren Heimen und Spitälern muss gehastet und pressiert werden. Es ist traurig! Ueberall «menschelet» es, auch im Heimwesen. Gerade deshalb muss es einen überall zur Besinnung rufenden eidgenössischen Bettag geben.

Doch — können und dürfen wir noch beten, wenn allzu viel mit fromm gefalteten Händen die trübsten Geschäfte getätigt werden?, wenn gar manche «ja, ja!» sagen und «nein, nein!» denken? Mir gefällt der Ehrliche, der hier nein sagt. Beten wäre Heuchelei. — Aber wir können Busse tun. Beten und predigen allein genügen nicht. «Unser Leben muss sichtbare Selbstaufopferung sein.»

Busse tun heisst in sich gehen! Wir alle leben aneinander vorbei. Natürlich, wir tun unsere Pflicht als Sozialarbeiter, als Krankenschwester, als Lehrer, als Vorsteher, als Raumpflegerin — ein Pflichtenheft ermahnt uns dazu. Aber genügt das? Allzu oft fehlt unser Engagement als Mensch (... weil dieses nicht bezahlt wird?!). Engagiert sein als Mensch bedeutet mehr als den Schüler Vocabeln oder Anstand lehren, mehr als den Wundverband wechseln, mehr als der Familie den Zahntag heimbringen. Busse tun heisst, sich als Mitmensch engagieren lassen! Der Gattin wieder einmal eine Blume, sogar eine rote Rose zu verehren! Mit dem Schützling nicht nur Anstand, sondern ein «Eile mit Weile» spielen. Den Mitarbeiter nicht zu verunglimpfen, sondern mit ihm reden. Mit dem Heimleiter, Arzt, Vorsteher, Lehrer zusammenarbeiten... und nicht gegen scheinbar unverständige Anordnungen von oben meckern! Es gibt unzählige Möglichkeiten, in denen Heimmitarbeiter sich inner- und ausserhalb des Heimes menschlich bewähren können.

Dass wir leben dürfen, um Menschen zu helfen, ist ein Geschenk. Wir sind nicht kleines Rädchen in einem grossen Automatenbetrieb. Dafür sind wir dankbar!

Danke, Herr, danke!

Dank dafür, dass ich sein darf, dass ich Menschen als Mensch helfen kann!

Dank dafür, dass wir nicht im Nichts uns verlieren, sondern inmitten eines reichen Gartens (den wir zwar oft verschmutzen) leben, in einem Garten, der uns alle zu speisen vermag.

Dank für die Zeit, die du uns schenkst, verzeih die alles vernichtende Eile.

Dank dafür, dass du uns immer wieder verzeihst und allezeit weiterführst.

Danke, Herr, danke!

Im Garten wächst Glück!

Willst du eine Woche lang glücklich sein, nimm dir ein Weib; willst du einen Monat lang glücklich sein, töte dein Schwein! aber wenn du dein ganzes Leben lang glücklich sein willst, pflanze einen Garten!

Dieses Wort stammt von den alten Chinesen, und bei diesen dürfen wir noch getrost in die Schule gehen! Aber gilt und kann dieses Wort auch für den in der Sozialarbeit tätigen Menschen gelten? — Das oberste Anliegen des Arztes, Heimleiters, Lehrers, Erziehers, Gärtners, der Krankenschwester, Pflegerin, Köchin und Lingère ist doch, dass die Schützlinge möglichst gedeihen und — wenn möglich — eines kleinen Glückes teilhaftig werden, das wir alle suchen. Aber ist es nicht so, dass wir dieses Glück nicht vermitteln können, ohne es selbst gefunden zu haben, ohne selbst auf dem Weg zum zufriedenen, glücklichen Menschen zu sein? Der Pessimist, wie soll er Menschen froh machen können? Der Traurige, Unzufriedene, Kritiker — wie sollen sie Zufriedenheit, Friede und Glück verbreiten?

Darum lasst uns heute ein bisschen über den Garten, das Gärtchen oder das Gartenbeet im Blumkistchen sinnen! Nicht über den Garten, der unser Heim oder Spital mit frischem Gemüse versorgt und die Bilanz — vielleicht — etwas verschönert (im Zeitalter der Arbeitszeitverkürzung und hohen Löhne sehr fraglich), nicht über den landwirtschaftlichen Betrieb sei hier die Rede, sondern vom ganz kleinen, ganz persönlichen Garten eines jeden von uns. Nicht wahr: Wir lehren unsere Pfleg- und Schützlinge einen Garten einrichten und pflegen, weil das eben therapeutisch wertvoll ist — weshalb dann nicht auch für uns gehetzte und oft verärgerte Menschen? Und der September ist gerade der rechte Monat: Ueberall steht alles herrlich in der Reife und Vollendung — es blüht, wie wenn das Jahr nie zu Ende gehen wollte. Ja wirklich, «die meisten Menschen wissen gar nicht, wie schön die Welt ist und wieviel Pracht in den kleinsten Dingen, in irgendeiner Blume, einem Stein, einer Baumrinde oder einem Birkenblatt sich offenbart».

Wenn wir offenen Auges um uns blicken, erahnen wir ein wenig diese Pracht, spüren wir etwas vom Gleichnishaften im gärtnerischen Tun und erfüllen wir die Geheimnisse und Lehren der Natur. Denken wir doch

Dieses Danken muss nun aber im Tun sichtbar werden: Meine Eltern, meine Kinder, meine Schützlinge, meine Mitarbeiter, mein Chef — alle sollen merken, dass ich zu ihnen gehöre, mit ihnen lebe, leide, mich freue und Sorge. Es geht nicht um Wortversprechungen, um Beruhigungspillen, um Aeusserlichkeiten, sondern um entscheidendes zwischenmenschliches Tun. Darum ist das Bettagsmandat von Gottfried Keller heute noch so gültig für uns als Bürger wie als Heimmitarbeiter. —er

nur an das nimmermüde Blühen der Rose, das Wiedererblühen der im Sommer scheinbar erstorbenen Tulpen, das Sich-verschenken der Beerenstöcke!

*Während West und Ost erbeben,
Satelliten uns umtanzen,
Schaffen wir beständig Leben;
Und es fruchtet, was wir pflanzen.*

*Aus dem Schutt wird's wieder grünen!
Mensch ist untreu, Garten treu.
Blumen, Früchte, Vögel, Bienen
Kommen sicherlich aufs neu.*

*Stürbe auch — was Gott verhüte! —
Flieder, Iris, Rosenranke
Und was sonst ans Herz uns blühte,
Tröstet uns doch der Gedanke:*

*Was vorbeirast, ist nur Schein!
Doch seit Adam einsog Leben,
Hat es Gärtner stets gegeben —
Gärtner werden immer sein. (Richard Katz)*

Aber aufgepasst, nicht zu gross soll dieses Paradies sein — das ist ein bisschen Erfahrung. Wie oft freute sich der Knabe am einfachen Spiel — wie oft versank der grossgewordene Knabe beim grossen Spiel? Wir verstehen: Wir wollen uns nicht vom Garten be- oder unterdrücken lassen — wir wollen Gartenfreunde, nicht Gartensklaven sein oder werden. Und in diesem kleinsten Paradies werden uns auf einfachste Weise die natürlichen Ordnungen gelehrt, wenn wir . . . Zeit und Musse finden, darauf zu hören und zu achten. Die Arbeit im Heim oder Spital verleitet uns allzuoft zu unnatürlicher Hetze — der Garten zeigt uns deutlich: Soll eine Arbeit wirklich Früchte, eine Hilfe wirklich Segen bringen, dann ist vor allem nötig das Hören und Sehen auf den andern, seien es nun Pflanzen oder Mitmenschen. Rase ich durch den Garten, dann achte ich nicht der welken Rose, der «müden» vom Engerling befallenen Kartoffelstaude. Dann nützen auch alle meine gemäss Karten-Katalog maximalen Düngergaben nichts. . . . ich gleiche dem übergeschäftigen Erzieher, der wohl gelernt hat auf die Dozenten, nicht aber auf die Kinder zu hören! — Raste ich aber im Garten (bei meiner Arbeit im Heim), dann «höre» ich die verschiedenen Anfragen, dann «sehe» ich die diversen Leiden und Sorgen meiner Pfleglinge. Dann kann ich helfen und hegen. Sind wir Raser oder Raster?

Der Garten ist aber nicht nur ein hilfreicher Lehrer, nein, er vermag uns wirklich Zufriedenheit und Glück zu schenken. Jeder Gärtner ist ein bisschen «Schöpfer», nur ein ganz klein bisschen! Wie wohlthuend wirkt diese umfassende schöpferische Tätigkeit. Wie traurig ist doch oft unsere Arbeit. Wir sehen kein Ziel. Wir vermeinen nicht vorwärts zu kommen und doch nicht helfen zu können. Wie schön ist da die erfüllende Gartenarbeit: Hier darf jeder seiner Hände Werk erleben. Es wächst, es reift, wir können ernten. Das schafft Befriedigung, Frieden.